

LISA SCOTT

Die Zwillingsschwester

### *Buch*

Die Strafverteidigerin Bennie Rosato erhält einen Anruf aus dem Gefängnis: Die Inhaftierte Alice Connolly bittet sie eine Woche vor der Verhandlung, ihre Verteidigung zu übernehmen. Alice soll ihren Freund, einen Polizisten, umgebracht haben, und der Staatsanwalt fordert die Todesstrafe. Doch sie beteuert, Opfer einer Verschwörung von Polizei, ihrem bisherigen Verteidiger und sogar dem Richter zu sein. Der Besuch bei ihrer potentiellen Mandantin im Gefängnis ist für Bennie ein Schock: Die Frau gleicht ihr wie ihr Ebenbild und gibt sich sogar als ihre Zwillingsschwester aus. Bennie kann das nicht glauben und fühlt sich moralisch erpresst, aber einiges spricht immerhin für die Verschwörungstheorie der Inhaftierten. Was also soll sie tun? Ist Alice glaubwürdig? Wenn ja, muss Bennie dann nicht das Mandat wegen Befangenheit ablehnen? Aber wer außer ihr, der Spezialistin für Polizeikorruption, hätte eine Chance, Alice Connolly zu retten? Bennie vertraut auf ihre Professionalität und nimmt den Fall an. Doch die Zeit läuft, und so muss sie sich in einen Prozess stürzen, der ihr Selbstbild und ihr Wissen über die eigene Familie völlig durcheinanderwirbelt. Während ihre beiden Co-Anwältinnen Mary DiNunzio und Judy Carrier noch fieberhaft recherchieren, kristallisiert sich zwischen Zeugenaussage und Kreuzverhör langsam eine Wahrheit heraus, die weit erschütternder ist, als Bennie ahnen konnte ...

### *Autorin*

Lisa Scott hat für das US-Berufungsgericht und in einer großen Anwaltskanzlei in Philadelphia gearbeitet. Bereits ihr erster Roman *Die Katze war noch da* war ein großer Erfolg bei Kritik und Publikum. Für ihr zweites Buch *Rosen sind rot* erhielt sie den Edgar-Allan-Poe-Preis, den begehrtesten Preis für Kriminalliteratur in Amerika. Lisa Scott lebt als freie Schriftstellerin in der Nähe von Philadelphia.

### *Von Lisa Scott bereits erschienen:*

Mord mit kleinen Fehlern (35861) • Mord unter Schwestern (36081) • Freispruch für einen Mörder (36164) • Rosenmord (36294) • Tote ruhen nicht (36239) • Die Staatsanwältin (36590)

Lisa Scott  
Die Zwillingsschwester

Roman

Deutsch von Dagmar Roth

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel  
»Mistaken Identity«  
bei HarperCollins, New York

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

Einmalige Sonderausgabe Juni 2007 bei Blanvalet,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
München.

Copyright © by Lisa Scottoline 1999

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2000 by

Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Umschlagmotiv: Snjezana Josipovic/Zagreb

snjezana.j@gmail.com

ES · Herstellung: WAG

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-36871-6

[www.blanvalet-verlag.de](http://www.blanvalet-verlag.de)

*Für J., neu gefunden,  
und wie immer für Peter und Kiki*



# ERSTES BUCH

Der Dekan der medizinischen Fakultät:  
Was ist Wahrheit?

Der Dekan der juristischen Fakultät:  
Das, was mit zwei Zeugen bewiesen werden kann.

– August Strindberg, *Ein Traumspiel*



# 1

Bennie Rosato bekam eine Gänsehaut, als ihr Blick auf das Gebäude fiel. Es erstreckte sich über die Länge von drei Blocks und ragte acht Stockwerke hoch auf. An Stelle von gewöhnlichen Fenstern kerbten senkrecht angeordnete Panzerglasschlitze die dunkle Ziegelfassade. Hohe Wachtürme und die mit Stacheldrahtrollen bewehrte Doppelreihe der Sicherheitszäune zeugten von seinem Hochsicherheitsstatus. Verbant hinter das Industriegebiet am Stadtrand, beherbergte Philadelphias zentrale Strafvollzugsanstalt Mörder, Soziopathen und Vergewaltiger. Zumindest, wenn sie keinen Hafturlaub hatten.

Bennie fuhr auf einen freien Parkplatz, stieg aus ihrem Ford Expedition und ging in der Junischwüle den Gehweg entlang. Sie hatte mit widersprüchlichen Gefühlen zu kämpfen, denn eigentlich praktizierte sie nicht mehr als Strafverteidigerin und sie hatte sich fest vorgenommen, das Gefängnis nie wiederzusehen, bis sie den Anruf einer inhaftierten Frau erhielt, die auf ihren Prozeß wartete. Die Frau wurde beschuldigt, ihren Geliebten, einen Detective der Polizei von Philadelphia, erschossen zu haben, behauptete jedoch, Streifenpolizisten hätten ihr die Tat untergeschoben. Bennie, spezialisiert auf Amtsmißbrauch seitens der Polizei, warf daraufhin einen neuen gelben Anwaltsblock in ihre Aktentasche und fuhr los, um mit der Gefangenen ein erstes Gespräch zu führen.

DIE CHANCE ZUR ÄNDERUNG verhiß eine große Metalltafel über dem Haupteingang, und Bennie brachte es fertig, nicht laut herauszulachen. Bei der Einrichtung des Gefängnisses war man überzeugt gewesen, eine Berufsausbildung mache aus Heroindealerinnen auf wundersame Weise Büro-

kräfte, die mit dem Computer umgehen können, und da niemand eine bessere Idee hatte, hielt sich die Leitung nach wie vor an dieses Prinzip. Bennie riß die schwere, graue Tür mit einem Ruck auf und trat ein. Stickige Luft, geschwängert von menschlichen Ausdünstungen und dem unverkennbaren Geruch nach Desinfektionsmitteln, schlug ihr entgegen. Eine Kakophonie aus schnellem Spanisch, Umgangsendlich und Sprachen, die Bennie nicht zuordnen konnte, drang auf ihre Ohren ein. Jedesmal wenn sie ein Gefängnis betrat, hatte sie das Gefühl, in eine andere Welt zu treten, und der sich ihr nun bietende Anblick löste ein vertrautes Unbehagen aus.

Der Warteraum, überfüllt mit Familienangehörigen der Inhaftierten, erinnerte mehr an eine Tagesstätte als an ein Gefängnis. Babys, die noch auf den Armen gehalten werden mußten, rasselten mit Plastikklappern in leuchtendbunten Farben, Kleinkinder krabbelten von Schoß zu Schoß, einer der Kleinen wagte im Gang seine ersten Schritte und griff bei seinem unsicheren Gestolper eiligst haltsuchend nach einer Sandale. Bennie kannte die Statistik; fünfundsiebzig Prozent der weiblichen Inhaftierten in den USA waren Mütter. Die durchschnittliche Freiheitsstrafe einer Frau dauerte so lange wie eine Kindheit. Egal, ob Bennies Mandantinnen aufgrund sozialer Verhältnisse oder krimineller Energie hier gelandet waren, sie konnte nie vergessen, daß letzten Endes die Kinder die Opfer waren, was wir auf eigenes Risiko hin ignorierten. Sie konnte nichts daran ändern, so sehr sie sich bemühte, aber sie konnte in ihren Bemühungen auch nicht nachlassen, deshalb hatte sie sich irgendwann entschlossen, sich fernzuhalten.

Bennie verbannte den Gedanken in den Hinterkopf und bahnte sich den Weg durch die rege Geselligkeit pflegende Menge zur Anmeldung. Zwei ältere Frauen, eine weiß, eine schwarz, tauschten auf Karteikarten geschriebene Rezepte aus. Hispanische und weiße Teenager drängten sich zusammen, eine Traube verkehrtherum aufgesetzter Baseballmützen, und amüsierten sich über Fotos von einem Ausflug in den Hershey Park. Zwei vietnamesische Jungen teilten sich

mit einem weißen Kind den Sportbereich auf der anderen Seite des Ganges. Sofern sich die Gefängnisvorschriften nicht geändert hatten, waren heute am Montag die Familien da, die Häftlinge mit Nachnamen von A bis F besuchten. Es kamen immer die gleichen Leute, und im Laufe der Zeit freundeten sie sich miteinander an. Anfangs hatte Bennie geglaubt, der freundschaftliche Umgang miteinander basiere auf Verleugnung der Umstände, bis ihr klar wurde, daß dieses Verhalten zutiefst menschlich war, vergleichbar mit der Verbundenheit, die sie in schlimmen Situationen in Wartezimmern von Krankenhäusern erlebt hatte.

Die Wärter hinter der Anmeldung, eine Frau und ein Mann, telefonierte beide. In diesem Gefängnis wurde sowohl weibliches wie männliches Aufsichtspersonal beschäftigt, denn hier waren in getrennten Gebäudeflügeln beide Geschlechter inhaftiert. Hinter dem Tresen der Anmeldung erstreckte sich eine undurchsichtig scheinende, dunkel getönte Glasscheibe, die das große, moderne Kontrollzentrum des Gefängnisses verbarg. Schemenhaft ließen sich durch das Glas reihenweise angeordnete Überwachungsmonitore erkennen, auf deren kalkig-grauer Oberfläche das Bild in steter Veränderung flimmerte. Eben schob sich eine Silhouette vor einen der leuchtenden Monitore wie eine Wolke vor den Mond.

Bennie wartete ergeben, bis sich jemand ihrer annahm. So viel Geduld ging ihr entschieden gegen den Strich, sie verdiente ihren Lebensunterhalt nicht umsonst damit, gegen Amtspersonen vorzugehen, aber sie hatte gelernt, Gefängnispersonal nicht zu provozieren. Diese Menschen leisteten täglich ihren Dienst unter mindestens ebenso bedrohlichen Bedingungen wie Polizisten, und das stets in dem überdeutlichen Bewußtsein, schlechter bezahlt zu werden als diese und niemals Helden einer coolen Fernsehserie zu werden. Welches Kind hegt schon den Wunsch, wenn es groß ist, Gefängniswärter zu werden?

Bennie wartete, und es dauerte nicht lang, bis ein kleiner Junge mit in den Schnürsenkeln verborgenen Glückchen bim-

melnd auf sie zukam und zu ihr heraufstarrte. Obwohl sie nicht hübsch im landläufigen Sinne war, war sie an derlei gewöhnt; immerhin war sie einsdreiundachtzig groß, kräftig und athletisch. Die Polster ihres gelben Leinenkostüms betonten ihre breiten Schultern zusätzlich, und ihre welligen honigfarbenen Haare ergossen sich lose über ihren Rücken. Hochgewachsene Blondinen lenkten allgemein Aufmerksamkeit auf sich, ob bewundernd oder nicht, und Bennie lächelte den kleinen Jungen an, um ihm zu demonstrieren, daß sie keine Banane war.

»Sind Sie Anwältin?« fragte die Frau in der Anmeldung, die eben den Hörer auflegte. Die Frau, eine hellhäutige Schwarze, trug eine tiefschwarze Uniform mit einer vergoldeten Plakette auf der üppigen Brust. Ihre Haare hatte sie zu einem kleinen Knoten zurückgekämmt, aus dem einige widerpenstige Härchen heraussprangen wie die Flügel eines Windrädchens. Die kurzen Ärmel hatte sie machomäßig hochgerollt.

»Ja, ich bin Anwältin«, antwortete Bennie. »Ich hatte mal einen Ausweis, aber weiß der Himmel, wo der abgeblieben ist.«

»Ich schaue nach. Geben Sie mir Ihren Führerschein. Füllen Sie das Antragsformular aus. Tragen Sie sich im Buch für offizielle Besucher ein«, antwortete die Wärterin wie auf Automatik geschaltet und schob einen gelben Zettel über den Tresen.

Bennie zog ihren Führerschein heraus, füllte das Antragsformular aus und trug sich im Buch für offizielle Besucher ein. »Ich möchte mit Alice Gonnolly sprechen. Trakt D, Zelle 53«

»Was ist in der Aktentasche?«

»Juristische Papiere.«

»Legen Sie Ihre Handtasche in ein Schließfach. Keine Handys, Kameras oder Tonbandgeräte. Setzen Sie sich. Wir sagen Ihnen Bescheid, sobald die Gefangene in den Besucherraum gebracht wird.«

»Danke.« Bennie begab sich auf die Suche nach einem

freien Stuhl und entdeckte schließlich einen vor dem noch geschlossenen Fenster des Schalters, an dem Geld und Kleidungsstücke abgegeben wurden. Diesen Stuhl hatten die Familien wohlweislich freigelassen, er war das Gegenstück zu dem Tisch direkt neben der Eingangstür eines stark frequentierten Restaurants. Sobald der Schalter öffnete, stürmten die Familien heran, um persönliche Dinge abzugeben, die bei den Gefangenen beliebten Plastikrosenkränze zum Beispiel oder Tücher, deren Farbe zeigte, zu welcher Gang ihre Trägerin gehörte. Außerdem hatten die Inhaftierten stets Verwendung für zusätzliches Bargeld; wofür, darüber wollte Bennie lieber nicht spekulieren. Sie zwängte sich auf den Stuhl neben eine stämmige Großmutter, die lächelte, als sie Bennies Aktentasche sah. Der Warteraum eines Gefängnisses ist der einzige Ort, an dem ein Anwalt ein willkommener Anblick ist.

»Sie sind dran, Rosato«, rief die Wärterin.

Bennie stand auf und ging durch den Metalldetektor auf die andere Seite des Anmeldebereichs. Sie stellte ihre Aktentasche auf den rauhen Fliesenboden und hob die Arme, während die Wärterin mit berufsbedingt aufdringlichen Händen ihre Arme und ihren Körper abtastete. »Sagen Sie mir, daß ich die einzige für Sie bin«, scherzte Bennie, und die Wärterin lächelte leicht.

»Machen Sie, daß Sie raufkommen, Mädchen.«

»Schön, aber beim nächsten Mal rechne ich fest mit einem Abendessen.« Bennie nahm ihre Aktentasche vom Boden. Ein anderer Wärter schloß eine graue, extradicke Metalltür auf. Um eine Zutrittsberechtigung zu erhalten, mußten Anwälte eine Verzichtserklärung für den Fall einer Geiselnahme unterschreiben, und sobald Bennie diese Tür durchschritten hatte, war sie in einer Welt voller gewalttätiger Häftlinge eingeschlossen, die mit selbstgebastelten Stichwaffen, scharfkantigen Rasierklingen, Würgeschlingen, Messern, zu Spießern umfunktionierten Gabeln und sogar mit der einen oder anderen Lötlampe gut ausgerüstet waren. Bennies einzige Waffen bestanden in einer Aktentasche aus Segeltuch und einem Bic-Kugelschreiber. Wer glaubt, die Feder sei mächtiger als das

Schwert, sollte einen Besuch in einem Hochsicherheitsgefängnis machen.

Bennie überschritt die Schwelle mit einer Lässigkeit, die niemanden täuschte, und ging einen schmalen grauen Korridor entlang, in dem die Luft ebenso zum Ersticken war wie im Wartezimmer, aber gnädigerweise herrschte Ruhe. Die einzigen Geräusche waren das Echo weitentfernter Schreie und das Klappern ihrer Pumps. Sie drückte auf den abgewetzten Aufzugknopf und fuhr in der leeren Kabine in den dritten Stock hinauf. Hinter der dunkel getönten Glasscheibe im dritten Stock saß ein nur undeutlich erkennbarer Wärter. Bennie schob das Formular, auf dem der Grund ihres Besuches stand, unter dem dunklen Fenster durch. »Zimmer 34«, verkündete die nur gedämpft hörbare Stimme des Wärters, und zur Rechten Bennies entriegelte sich eine Tür mit einem mechanischen *Ka-plopp* und öffnete sich einen Spalt.

Sie schritt durch diese Tür und gelangte in einen weiteren grauen Korridor, auf dessen linker Seite sich Türen befanden, die jeweils in einen kleinen separaten Raum führten. Die Häftlinge betraten diesen Raum über einen gesicherten Flur von der anderen Seite aus, und sobald die Türen geschlossen wurden, trat eine automatische Verriegelung in Funktion. Jeder Raum, ungefähr einzwanzig auf einsachtzig Meter groß, enthielt zwei einander gegenüberstehende Stühle und ein beiges Wandtelefon zur Verständigung der Wärter. Lediglich eine Kunststofftischplatte trennte Verbrecher von Anwalt. Bennie hatte sich bisher noch nie daran gestört, aber an diesem Tag schien es ihr aus irgendeinem Grund nicht genug. Sie ging bis zum Ende des Korridors, öffnete die Tür zu Zimmer 34 und blieb wie angewurzelt stehen. »Sind Sie Alice Connolly?« fragte Bennie.

»Ja«, antwortete die Gefangene mit einem dreisten Lächeln. »Überrascht?«

Bennie musterte die Gefangene von oben bis unten, bevor ihr verblüffter Blick auf dem Gesicht der Frau verharnte. Alice Connolly sah aus wie eine hübschere, wenn auch vulgärrere Ausgabe von Bennie. Ihre in fransig übereinanderfallen-

den, großzügigen Stufen geschnittenen Haare hatten ein zu leuchtendes messingfarbenes Rot, um echt zu sein. Sie hatte Bennies breite Backenknochen und die gleichen vollen Lippen und hob das noch mit reichlich Make-up hervor. Sie schien so groß wie Bennie, war aber modeldürr, so daß ihr orangeroter Overall fast modische Übergröße zu haben schien. Ihre Augen – rund, blau und weit auseinanderstehend – waren das perfekte Ebenbild von Bennies Augen, und das verschlug der Anwältin einen Moment lang die Sprache.

Connolly streckte eine Hand über die Kunststoffplatte. »Freut mich, dich kennenzulernen. Ich bin deine Zwillingsschwester. Wir sind eineiige Zwillinge.«

Entgeistert starrte Bennie die Gefangene an. Das war unmöglich. Sie hatte keine Zwillingsschwester. Sie hatte nicht einmal eine Schwester. Die Aktentasche entglitt ihren Fingern und fiel mit einem lauten *Plopp* zu Boden.

## 2

Bennie starrte die Gefangene fassungslos an. Ihre *Zwillingsschwester*? »Meine *Zwillingsschwester*? Soll das ein Witz sein?«

»Nein, ganz und gar nicht«, antwortete Connolly. Sie ließ ihre Hand, die nicht ergriffen worden war, sinken und kehrte die Handfläche nach oben. »Sieh mich doch an.«

Langsam schüttelte Bennie den Kopf. Es war unmöglich. Trotz der äußerlichen Ähnlichkeit strahlte die andere eine Kälte aus, die Bennie beim Blick in den Spiegel nie aufgefallen war. Der Vergleich zwischen der Fremden und und ihr selbst schien wie der zwischen einem Leichnam und einer lebendigen Person. »Mag sein, daß wir uns ähnlich sehen, aber Zwillinge sind wir bestimmt nicht.«

»Es kommt nur zu plötzlich für dich. Ich verstehe das, mir ging es genauso. Trotzdem, es stimmt.«

»Das kann gar nicht sein.« Bennie konnte es nicht fassen.

Unentwegt schüttelte sie den Kopf. Aus dem Gesicht einer Gefangenen blickten sie ihre eigenen Augen an. »Bei Ihrem Anruf haben Sie kein Wort davon gesagt, Connolly. Sie sagten lediglich, Sie bräuchten einen neuen Anwalt.«

»Ich wollte es dir nicht am Telefon sagen, du wärst sonst nicht gekommen. Du hättest mich für verrückt erklärt.«

»Das sind Sie auch.«

»Du wußtest nicht, daß ich existiere, was? Ich wußte bis vor kurzem auch nichts von dir.« Connolly setzte sich auf der anderen Seite des Tisches und deutete auf den Stuhl ihr gegenüber. »Setz dich lieber, du siehst ein wenig blaß aus. Ein komisches Gefühl, wenn man erfährt, daß man einen Zwilling hat, ich verstehe das völlig, mir ist es erst neulich so ergangen.«

»Das ist verrückt. Ich habe keine Zwillingsschwester.« Bennie sank auf den Plastiksitz auf ihrer Seite des Tisches und gewann langsam ihre emotionale Sicherheit zurück. Benedetta »Bennie« Rosato, fast vierzig Jahre alt, war das einzige Kind einer kränkelnden Mutter und eines Vaters, den sie nie kennengelernt hatte. Sie hatte keine Zwillingsschwester, sie hatte eine Anwaltskanzlei. Plus einen jüngeren Freund und einen Golden Retriever. »Ich habe keine Zwillingsschwester«, wiederholte Bennie im Brustton der Überzeugung.

»Doch, hast du. Laß dir Zeit. Das muß sich erst setzen. Wie du siehst, haben wir die gleiche Statur. Ich bin über einachtzig groß, du auch. Ich wiege hundertfünfundzwanzig Pfund. Du bist schwerer, aber nicht sehr viel, stimmt's?«

»Ich wiege zwanzig Pfund mehr.«

»Das liegt an den Muskeln. Trainierst du?«

»Ich rudere.«

»Rudern?« Connolly taxierte Bennie kritisch. »Dadurch sind deine Schultern zu kräftig geworden. Weißt du, du solltest ein bißchen abnehmen, mehr für dich tun. Du hast ein hübsches Gesicht, aber dein Make-up ist zu dezent, und dein Haar, das braucht einen Schnitt und mehr Farbe. Ich habe draußen eine Freundin, die macht dir eine tolle Frisur. Willst du meine Farbe?«

»Nein, danke«, sagte Bennie verdutzt.

»Sieh mal, für mich ist es auch komisch, wenn ich dich ansehe. Irgendwie total abgefahren. Eine Frau, die aussieht wie ich ohne Make-up. Du bist eine Zweitausgabe von mir.«

»Ich bin keineswegs eine Zweitausgabe von Ihnen«, widersprach Bennie automatisch. Schon der bloße Gedanke. Eine Gefangene, eine Mörderin möglicherweise. »Nur weil wir uns ein bißchen ähnlich sehen, sind wir noch lange keine Zwillinge. Viele Menschen sehen sich ähnlich. Zu mir sagen oft irgendwelche Leute: ›Ich kenne jemanden, die ist Ihnen wie aus dem Gesicht geschnitten.««

»Das ist etwas ganz anderes. Sieh dir mein Gesicht an. Traust du deinen eigenen Augen nicht?«

»Nicht unbedingt. Ich bin Prozeßanwältin, das letzte, worauf ich mich verlasse, ist der äußere Schein. Außerdem weiß ich Bescheid über meine Familie.«

»Du kennst nur die halbe Geschichte. Ich bin die andere Hälfte. Hör doch. Ich klinge sogar wie du. Meine Stimme.« Connolly sprach schnell und bestimmt, vage Anklänge an Tonfall und Modulation der Anwältin waren nicht zu leugnen.

»Könnte sein, Sie verfolgen damit einen bestimmten Zweck.«

»Du meinst, ich täusche alles vor? Warum sollte ich?«

»Um mich soweit zu bringen, Ihren Fall zu übernehmen.«

»Du glaubst, ich *lüge* dich an?« Connollys Stirn legte sich in kummervolle Falten. Sie sah nun genauso aus wie Bennie, wenn sie bedrückt war, und sofort bedauerte die Anwältin ihre Worte, wenn auch nicht ihre Gedanken.

»Was soll ich denn sonst denken?« Bennie war voller Abwehr. »Ich glaube, daß hier etwas ganz entschieden nicht stimmt. Ich habe keine Zwillingsschwester. Es gibt nur mich und hat immer nur mich gegeben, mein ganzes Leben lang. Punkt.«

Herausfordernd hob Connolly den Kopf. »Ich wurde am 7. Juli 1962 geboren, genau wie du. Wie könnte ich in diesem Punkt etwas manipulieren?«

»Was meinen Geburtstag angeht? Den herauszufinden gibt

es viele Möglichkeiten. Er steht zum Beispiel in der Liste der ehemaligen Studenten, im Martindale-Hubbell, im *Who's who* der amerikanischen Anwälte, er wurde weiß Gott wie oft veröffentlicht.«

»Wir kamen im Pennsylvania Hospital zur Welt.«

»Fast ganz Philadelphia kam im Pennsylvania Hospital zur Welt.«

Connollys blaue Augen wurden schmal. »Du wurdest zuerst geboren, morgens um neun. Ich fünfzehn Minuten später. Bei der Geburt wogst du zehn Pfund. Woher könnte ich das wissen, ha?«

Bennie wurde unsicher. Es stimmte. Sie war morgens um neun zur Welt gekommen. Sie dachte oft, genau pünktlich zum Arbeitsbeginn. Hatte sie das je erwähnt, vielleicht in einem Interview? »Das läßt sich alles leicht feststellen. Geburtsaufzeichnungen sind öffentlich einsehbar.«

»Aber nicht die genaue Uhrzeit deiner Geburt, nicht dein damaliges Gewicht. Diese Daten sind nicht allgemein zugänglich.«

»Wir leben im Informationszeitalter, alles ist für jeden zugänglich. Vielleicht haben Sie aber auch nur auf gut Glück geschätzt. Du meine Güte, jeder der mich ansieht, kann schätzen, daß ich bei der Geburt zehn Pfund gewogen haben muß. Ich bin eine Amazone.«

»Okay, wie wär's damit?« Connolly stützte sich auf die mageren, aber kräftigen Arme und beugte sich vor. »Unsere Mutter heißt Carmella Rosato, unser Vater William Winslow.«

Bennies Mund wurde trocken. Das waren die Namen ihrer Mutter und ihres Vaters. Der Name ihres Vaters war nie irgendwo veröffentlicht worden. »Woher wissen Sie das?«

»Weil es wahr ist. Unser Vater hat uns vor unserer Geburt verlassen. Carmella hat ihr zweites Zwillingmädchen weggegeben. Mich.« Connollys Gesicht verzog sich bitter, aber Bennie entging nicht, daß sie der Frage auswich.

»Ich habe Sie gefragt, woher Sie den Namen meines Vaters kennen.«

»Bill und ich verstehen uns gut. Sehr gut.«

»Bill? Sie und mein Vater verstehen sich gut?«

»Ja. Ein sehr netter Mann. Er arbeitet als Grundstücksverwalter. Das wußtest du nicht, stimmt's? Bill hat mir erzählt, daß er dich nie kennengelernt hat und daß Carmella zu krank war, um sie zu besuchen. Was fehlt ihr denn, unserer Mutter? Bill will nicht darüber reden.«

Unserer Mutter? Völlig konfus schüttelte Bennie den Kopf. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie Connolly an diese Informationen über ihren Vater herangekommen war. Ihre Mutter hatte den Mann gehaßt, der sich noch vor der Hochzeit verdrückt hatte, und seitdem Bennie erwachsen war, war ihr Vater für sie unerheblich geworden, höchstens eine Fußnote in einem arbeitsreichen Leben. »Das ist doch alles Quatsch.«

»Laß mich ausreden.« Connolly hob eine Hand. »Ich gebe dir noch ein paar Hintergrundinformationen. Du mußt wissen, ich war der kranke Zwilling, als wir noch gar nicht geboren waren. Wir litten an einem Zwillingssyndrom, genauer gesagt, wir teilten uns eine Plazenta und das für den einen Zwilling bestimmte Blut wurde dem anderen zugeführt. Im Mutterleib hat mein Blut dich genährt. Ich wog bei der Geburt vier Pfund. Die meisten dieser Babys sterben, jedenfalls damals noch. Ich nicht.«

»Oh, hören Sie auf.« Plötzlich wallte Ärger in Bennie auf. »Ich habe mich von Ihrem Blut genährt? So ein Blödsinn.«

»Es ist die Wahrheit, alles, jedes einzelne Wort. Bill hat es mir bei einem seiner Besuche erzählt.«

»Wollen Sie mir erzählen, daß mein Vater Sie besucht? Im Gefängnis?«

»Sicher. Kommt immer in seinem Flanellhemd und seinem Tweedsakko daher, egal, wie heiß es ist. Er sagte, er müsse auf mich aufpassen. Bei seinem letzten Besuch hat er mir erzählt, daß du mein Zwilling bist. Er meinte, ich soll dich anrufen. Nur du könntest meinen Prozeß gewinnen, niemand wüßte besser Bescheid über die Polizei von Philadelphia als du.«

Bennie lächelte höhnisch. »Jetzt hab ich Sie, Connolly. Mein Vater hat keine Ahnung, was ich beruflich mache. Er kennt mich überhaupt nicht.«

»Ah ja? Er verfolgt deine Karriere. Er hat Ausschnitte über dich gesammelt.«

»Ausschnitte, Sie meinen Zeitungsausschnitte?«

»Versteh doch, mein Prozeß ist schon in einer Woche. Nachdem ich über uns Bescheid wußte, konnte ich mit dem Anruf nicht warten, bis wir uns auf andere Weise kennenlernen können. Dabei hätte ich so viele Fragen an dich. Erinnerst du dich an etwas? So, na ja, noch aus der Zeit im Mutterleib?« Connolly beugte sich vor, aber Bennie wich zurück.

»Im *Mutterleib*?«

»Ich schon. Ich erinnere mich irgendwie an dich, so wie an einen Geist. Ein Phantom, aber sehr vertraut. Das muß aus der Zeit im Mutterleib herrühren, sonst waren wir nie zusammen. Als ich klein war, fühlte ich mich immer einsam. Als würde ein Stück von mir fehlen. Ich habe es immer gehaßt, allein zu sein. Ist heute noch so. Und dann erzählte mir Bill, daß es dich gibt, und auf einmal paßte alles zusammen. Und jetzt erzähl mir etwas von unserer Mutter. Was fehlt ihr denn? Warum will niemand darüber reden?«

»Ich muß gehen.« Bennie stand auf. Entweder war diese Frau eine begnadete Schwindlerin oder sie litt unter Wahnvorstellungen. Die Polizeiverschwörung beruhte auf schierer Paranoia. Manche Mandanten lohnten den ganzen Ärger nicht, mochte der Fall noch so faszinierend sein. Sie griff nach ihrer Aktentasche. »Tut mir leid, ich wünsche Ihnen alles erdenklich Gute.«

»Nein, warte, ich brauche deine Hilfe.« Wie ein verspätet auftauchender Schatten von Bennie erhob sich nun auch Connolly. »Du bist meine letzte Chance. Ich habe Anthony nicht umgebracht, ich schwöre es. Es waren die Bullen. Sie halten zusammen und haben mir den Mord bloß angehängt. Es handelt sich um eine ganze Gruppe.«

»Sie haben bereits einen Anwalt, überlassen Sie ihm die Sache.« Bennie nahm den Hörer des Wandtelefons ab, und damit klingelte es automatisch beim Wachposten.

»Aber mein Anwalt taugt nichts. Er wurde vom Gericht bestellt. Er hat mich das ganze Jahr über vielleicht zweimal

besucht. Seine ganzen Bemühungen dienten lediglich dazu, daß ich im Knast bleibe. Er ist an der Verschwörung gegen mich beteiligt.«

»Tut mir leid, ich kann Ihnen nicht helfen.« Bennie legte den Hörer auf und trat an das Türfenster. Wo blieb der Wärter? Der Flur lag verlassen da. Zwischen ihr und der Außenwelt befanden sich drei verschlossene Türen. Eine ihr unerklärliche heftige Panik ergriff sie.

»Ich hatte gehofft, du würdest mir glauben, aber anscheinend vergeblich. Sieh dir das an, bevor du dich entscheidest. Unsere Mutter hat dir nicht alles gesagt. Das hier beweist, daß jedes Wort, das ich sage, wahr ist.« Connolly schob einen Manilaumschlag über den Tisch, aber Bennie griff nicht danach.

»Ich habe jetzt keine Zeit, das zu lesen. Ich muß weg, ich komme zu spät. Wärter!«

»Nimm das.« Connolly stieß den Umschlag weiter über den Tisch. »Wenn nicht, schicke ich ihn dir mit der Post.«

»Nein, ist nicht nötig. Ich muß zurück ins Büro.« Bennie rüttelte am Türknauf und preßte ihr Gesicht gegen das Türfenster. Eine schwergewichtige Wärterin eilte mit flatternden Hosenbeinen durch den Flur, aber ihre Miene drückte eher Verärgerung denn Besorgnis aus.

»Nimm den Umschlag«, drängte Connolly, aber Bennie beachtete sie nicht und rüttelte an der Tür. Vergebens. *Komm schon.* Endlich stand die Wärterin vor der Zelle, stieß einen Schlüssel in das Schloß und riß so heftig die Tür auf, daß Bennie beinahe in den Flur hinausgetaumelt wäre.

»Wärterin!« rief Connolly. »Meine Anwältin hat ihre Akte vergessen.« Mit dem Umschlag in der Hand beugte sie sich weit über den Tisch, und die Aufseherin zog mit einer blitzschnellen Bewegung einen schwarzen Schlagstock aus dem Gürtel und schwang ihn drohend.

»Nicht weiter, Sie!« schrie sie. »Setzen Sie sich, verdammt noch mal! Wollen Sie einen Eintrag?«

»Okay, okay, beruhigen Sie sich!« Connolly ließ sich unverzüglich auf den Stuhl zurückfallen und hob schützend die

Arme. »Sie hat ihre Akte vergessen. Ich wollte nur behilflich sein. Es sind schließlich ihre Unterlagen!«

Innerlich aufgewühlt lehnte Bennie mit dem Rücken an der Tür. Sie wollte Connollys Umschlag nicht entgegennehmen, wollte aber auch nicht mit ansehen, wie sie geprügelt wurde. Die Gefangene, die ihr so sehr ähnlich sah, duckte sich auf dem Stuhl, und Bennie hatte gleichzeitig Angst um sie und vor ihr. »Sie wollte mir nichts tun«, hörte sie sich sagen.

Mit erhobenem Schlagstock drehte sich die Aufseherin um. »Ist das nun Ihre Akte oder nicht?«

»Äh, ja.« Sie wollte auf gar keinen Fall, daß Connolly geschlagen wurde.

»Dann nehmen Sie sie!« befahl die Aufseherin.

Bennie trat an den Tisch und klemmte den Umschlag unter ihren Arm. Ihr Mund war merkwürdig trocken, sie hatte das Gefühl, keine Luft zu bekommen. Sie mußte endlich aus diesem Gefängnis. Den vermaledaiten Umschlag an die Brust gedrückt, lief sie aus der Tür Richtung Ausgang.

### 3

Vier Streifenpolizisten zwängten sich bei Little Pete's in eine Nische. Sie hatten sich für den am weitesten von der Tür entfernten Tisch entschieden, eine Polizistengewohnheit. Als sie sich auf die roten Vinylbänke quetschten, schoben sich blaue Baumwollepauletten nach oben, die Funkgeräte hingen stumm an breiten Ledergürteln. Schwarze Gummiknüppel rollten wie treibende Baumstämme in die Mitte des Tisches und bildeten eine Barriere, und blaue Mützen mit Kordeln und eindrucksvollen Chromabzeichen über jedem lackglänzenden Schild lagen nebeneinander aufgereiht auf einem nahen Sims. Es war noch etwas früh für das Mittagessen, die Nachtschicht brachte die Mahlzeiten durcheinander, doch Patrick »Surf« Lenihan hatte etwas anderes gründlich den Appetit verdorben.